

An den Niagara-Fällen in Nordamerika

Von Charles Kaemmer, Ortsgruppe St. Franzisco, California; zur Zeit in Detroit
(ehemals Mitglied der Ortsgruppe Pögned)

Erwartungsvoll stand ich auf dem Bahnsteig in der großen Halle und harrete der Ankunft des Chicago-Express, mit dem mein Freund und Genosse D. fällig war. Pustend wälzte sich das schwarze Ungeheuer heran, ein schriller Pfiff der Lokomotive ertönte, und schon sah ich auch meinen Freund vom Zuge springen. Mit einem herzlichen Berg Freil und kräftigen Händedruck vereinigten wir uns nach langer Trennung wieder auf einige Tage, die wir in Gemeinschaft mit einem weiteren Thüringer Genossen auf einer Fahrt nach Amerikas größtem Naturwunder zubringen wollten.

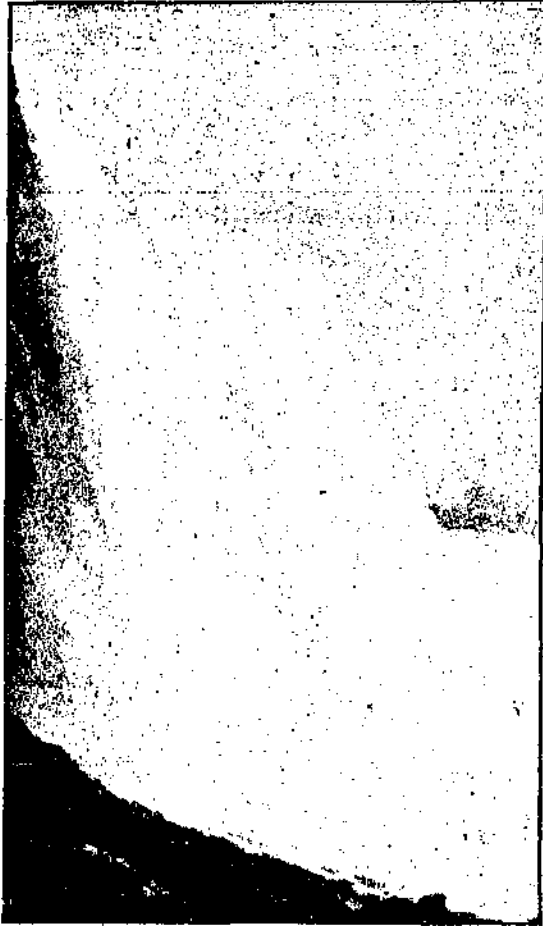
Es war an einem schwülen Augusttag des Jahres 1924, als der Dampfer „City of Detroit II“ die Anker lichtete, um uns in sechzehnständiger Fahrt durch den Lake Erie nach Buffalo zu bringen. Wir wählten den Wasserweg, denn mit dem Dampfer läßt es sich immer bequemer reisen als mit der Bahn. In unsern Ruhestunden durchstreiften wir das Schiff, welches etwa 1500 Passagiere an Bord hatte, vom obersten Promenadendeck bis zum Maschinenraum hinunter. Was uns befangen hielt, das war der Luxus und die Bequemlichkeit, mit denen der Amerikaner zu reisen gewohnt ist. Die schwer mit Teppichen belegten, mit Mahagoni-Möbeln ausgestatteten und mit Palmen und Farnen geschmückten Salons, Rauch- und Schreibzimmer sind eine Zierde des ganzen Schiffes. Die Kabinen sind vortrefflich ausgestattet; jede mit Telephonanschluß. In den Speisezimmern werden, meistens von schwarzen Aufwärttern, die feinsten Delikatessen serviert. Keines Trinkwasser sowie ventilierte Luft durchs ganze Boot, ferner Marconi-Telegraphie an Bord. Als die Dämmerung hereinbrach, suchten wir uns eine gemütliche Ecke am Bug des Schiffes, bewunderten die Küstszenerie und den Sonnen-

untergang. Darauf verfielen wir in ernste Plaudereien, denn es gab viel zu berichten und Erfahrungen auszutauschen, da das Ausland in dieser Beziehung eben mannigfaltiger ist. Herrlich war die Nacht. Lautlos zerschnitt das stolze Schiff die tänzelnden Wellen. Ueber uns aber leuchteten die Sterne, und die Milchstraße floß gleich einem zarten Schleier über das Firmament. Einige astronomische Studien und hypothetische Betrachtungen über unsern Nachbarplanet Mars, der uns um diese Zeit auf etwa 35 000 000 Meilen nahe gekommen war und in einem strahlenden Rot erschien, beendeten den Abend. Da wir keine Kabinen besaßen, auch kein Geld dazu, streckten wir unsere Glieder zum erquickenden Schlaf auf den Polsterfesseln eines Salons aus. Bald ruhten die Thüringer in Morpheus Armen.

Unsere kleine Gesellschaft war früh am Morgen wieder auf den Beinen. Großartig war der Sonnenaufgang auf See, der rote Feuerball kam durch einen lichten Dunstnebel heraus — gleichsam wie aus dem Wasser geboren. —

Buffalo! Das Ende unserer Seereise. Eine leise Aufregung bemächtigte sich der Passagiere. Buffalo ist eines der größten Handels- und Industriezentren von Nordamerika. Bekannt durch seine 28 Elevatoren, die eine Kapazität von 31 Millionen Buschels (= 35,241) Getreide haben. An Land bestiegen wir den elektrischen Eilzug, der uns in einstündiger Fahrt nach der Stadt Niagara Falls brachte. In hastigen Schritten durcheilten wir das Stationsgebäude, liefen quer durch den sich daran anschließenden Park, in unseren Ohren schon das Getöse stark fallender Wassermassen. Dann eilten wir der vordersten Landspitze zu, die als Prospect Point bekannt ist und von da man die schönste Ansicht der Fälle genießen kann.

Ein überraschender Anblick bot sich unserm Auge dar. Majestätisch, erhaben an Größe, Pracht und Schönheit hat hier die Natur uns eines ihrer schönsten Kleinode zu Füßen gelegt. Donnernd und mit unheimlichem Getöse stürzen gewaltige Fluten in die Tiefe. Die zerstäubten Wassermassen scheinen unten wie in einem Hexenkessel zu brodeln und zu kochen, und gleich Dampf



und Nebel steigt ein feiner Sprühregen auf, den eine frische Brise weit hinwegträgt. In der Sonne, die in diese Schlünde und Strudel hinein scheint, zaubert die herrlichsten Regenbogen in zwei- bis dreifacher Aufeinanderfolge hervor. Von unserm Standpunkte aus hatten wir eine wunderbare Generalansicht. Links in handgreiflicher Nähe die American und Luna Falls, in naher Ferne den Canadian Horseshoe Fall (= Hufeisen-Fall). Eine kleine Insel teilt diese Fälle. Im Rücken haben wir die enge, tiefe Schlucht, durch die sich die schäumenden Wassermassen wälzen, die die internationale Brücke überspannt, welche die Vereinigten Staaten mit Kanada verbindet. Nachdem wir uns eine Zeitlang mit unsern Blicken sattgetrunken hatten, lenkten wir

unsere Schritte südlich der Steinbrücke zu, die nach Goat Island (= Ziegeninsel) führt. An einem besonders schönen Punkte wurden die American Upper Rapids (= Oberen amerikanischen Stromschnellen), die oberhalb und unterhalb dieser Brücke über Geröll und Felsblöcke hinwegstürzen, auf die Matte gebannt. Beim Uberschreiten der Brücke blieb unser Auge enthusiastisch auf den Stromschnellen haften, über die die grünen Wasser den Fällen zuweilen. Bald befinden wir uns auf der Insel, die den früher hier lebenden Indianern als heilige Stätte und Begräbnisort ihrer Häuptlinge galt. Außerdem ist sie berühmt dadurch, daß 400 verschiedene Arten von Pflanzen sich hier vorfinden. Ein Wegweiser „Cave of the Winds — Shelter House“ führte uns an die Spitze des Eilandes. Vorläufig wußten wir noch nicht, was unserer harzte, doch nachdem wir in eine Art Badeanstalt eingetreten waren, wurde es uns klar. Es sollte hinab an die Fälle gehen! „Mal was Abenteuerliches, Aufregendes!“ bemerkte einer. Nachdem wir jeder unsern Dollar bezahlt, in Deckkleider und Mokassins gesteckt worden waren, begann die Führung. Eine steile, viele Stufen zählende Wendeltreppe führte hinab an den Fuß der Schlucht, abseits der Fälle. Ein schmaler Pfad, auf dem uns eine bis auf die Haut durchnässte Partie begegnete, leitete uns an den Center oder Bridal Veil Fall (= Brautschleierfall), dem mittelfsten der Fälle. Unwillkürlich ließ uns die bezaubernde Macht der Natur stille stehen. Ein grandioses Panorama! Von unten betrachtet, fühlt man erst die Wucht und Herrlichkeit der stürzenden Wasser. Der Führer war schon weit voraus, wir eilten ihm nach. Eine gesicherte Holzbrücke führte hinüber zum Rock of Ages (= Stein der Zeiten), ein mächtiger Felsblock, der vor Jahrhunderten durch die Fluten in die Tiefe gestürzt wurde und nun hier in seiner originellen Position den Stürmen der Zeit zu trotzen scheint. Jeder weitere Schritt auf dem gesicherten Brückenweg erschloß neue Wunder. Schauer und Erbeben, untermischt von grollendem Donner und Getöse, peitschende Sturm- und Wasserfluten drängen das kleine Menschenkind in solchen Momenten zu einem Nichts zusammen. Durch Silberwölkchen feinen Sprühregens und sonnengeküßte Regenbogen erreichten mit den sogenannten Sensation Point, ein Platz am Fuße des Amerika-Falles. Von hier aus führte der Weg rückwärts durch fallende Wassermassen hindurch, die klatschend auf die Delanzüge prasselten. Ein Mitglied unserer Partie wurde

hier ohnmächtig. Durch die Wasserhölle hindurch kletterten wir auf das Hurricane Deck (= Orkanplattform). Hier stand ich wie aller meiner Sinne beraubt. Das niederdonnernde Element verhinderte ein klares Sehen, ein unbestimmter Luft-



druck erschwerte Sprechen und Atmen, und in den Ohren heulte der Orkan. Hier befindet sich die berühmte Cave of the Winds (= Windhöhle), welche von verworfenem Kalkstein gebildet wird, welcher der Aktion der fressenden Wasser widerstanden hat, während die weichere Unterschicht weggenagt wurde. Der beständige Druck der Atmosphäre verursacht durch das zurückweichende, fallende Wasser einen Sturm von großer Heftigkeit. Ueber die Rainbow Bridge (= Regenbogenbrücke) traten wir den Rückweg an mit total durchnässten und an der Haut klebenden Kleidern, doch mit dem Bewußtsein in der Brust, daß die Natur ihre schönsten und größten Wunder doch selber schafft. —

Einige Minuten Weges brachten uns nach Terrapin Point, welcher uns die beste Ansicht des Canadiän oder Horseshoe Falls (= Hufeisenfall) bot. Weit aus die größten Wassermassen des Niagara River fluten über ihn hinweg. Auf einem Felsblock nahe am Rande des Absturzes ließen wir uns nieder, um das Naturschauspiel zu genießen. Ueber uns die lachende Sonne, rings um uns in die Tiefe stürzendes Wasser, vor uns im Wasserdunstschleier reflektierende Regenbogen, unten aber kreuzte auf den schaumfämmigen Wegen der kleine Vergnügungsdampfer „Maid of the Mist“ (= Nebeljungfer). Unser nächster Besuch galt den Three Sister Islands (= Dreischwester-Insel), die kaum einige hundert Quadratmeter groß sind. Von hier aus bieten sich die Upper Niagara Rapids (= Oberen Niagara-Strromschnellen) wundervoll dem Auge dar. Gegenüber liegen die düsteren Gebäude der elektrischen Kraftanlagen mit 1 658 400 PS, was einer Kohlenersparnis von 50 Millionen Tonnen

jährlich entspricht. Auch hier ist der Mensch zu Werke gegangen, die brach liegenden Naturkräfte zu seinem Vorteil auszunützen. Der Rundgang um die Insel endete an einem kühlen Plätzchen, wo eine klare, frische Quelle erquickendes Nass spendete.

Die Nacht brach herein. Noch einmal eilten wir hinüber zu den entfesselten Elementen, die nachts ihre eigenen Reize haben. Der Amerika-Fall und die Stromschnellen waren illuminiert durch eine elektrische Lichtquelle von 1 500 000 Kerzenstärken. Ein bezaubernder, unvergleichlicher Eindruck! — — —

Was heißt nun eigentlich „Niagara“ und wie sind diese Fälle entstanden? Darüber gibt die Historie und die Wissenschaft folgende Aufschlüsse:

Der Name „Niagara“ ist indianischen Ursprungs und bedeutet etwa so viel wie „der Donner des Wassers“ und kommt direkt vom Stamme der Iroquois.

Der Ursprung und das Alter der Niagara-Fälle kann nur mutmaßlich bestimmt werden. Selbst die Ansichten der Geologen gehen hier weit auseinander. Wissenschaftler sagen, daß die Bildung der gegenwärtigen Schlucht etwa 10 000 Jahre gedauert hat, während vor der Eiszeit die dortige Gegend schon einmal einem riesigen Gletscherfelde geglichen haben soll. Es wird angenommen, daß sich die Fälle ursprünglich bei Lewiston Mountain befanden, etwa 7 Meilen unterhalb ihrer gegenwärtigen Lage, und 35 000 Jahre habe es in Anspruch genommen, sich zum gegenwärtigen Standpunkt zurückgefressen zu haben. Genaue Messungen während der letzten 60 Jahre zeigen, daß das Zurückweichen der



Fälle infolge der Erosion des Wassers in einem Jahrhundert 500 Fuß (1 Fuß = 30,5 cm) beträgt, jedoch wird dieses Resultat als zu viel angenommen. Angenommen das Vorhergesagte, die Fälle würden demnach während der nächsten 1000 Jahre 1 Meile südlicher rücken. Jedenfalls

spielt hier die Härte des Gesteins eine große Rolle, und wie dem auch sei, kein menschliches Werk wird diesen Naturprozeß aufhalten können.

Der Abfluß des Wassers vom Lake Erie in den Lake Ontario, der einen etwas über 100 m tieferen Wasserspiegel hat wie der Erie, nennt man den Niagara River. In diesem befinden sich die berühmten Niagara-Fälle in einer Höhe von 161 Fuß, von denen Louis Hennepin 1678 das erste Bild malte. —

Indianische Legenden erzählen, daß in den alten

Lagen, lange noch bevor der weiße Mann diese Gegenden störte, der dort wohnende Indianerstamm alljährlich ein Opfer dem großen Geiste der Fälle brachte. Das Götteropfer bestand in einem weißen Kanoe, gefüllt mit reifen Früchten und blühenden Blumen. Die schönste Jungfrau des Stammes, als höchste Ehre angerechnet, trieb mit stoischer indianischer Ruhe das Boot unter den Blicken aller Anwesenden über die Fälle hinunter in die totbringenden Klippen, wo es kein Entrinnen mehr gab. — —

Die Kultur der jüngeren Steinzeit

Der Begriff „Kultur“ beengt sich heute bei unserer Weltanschauung nicht mehr in dem bisher üblichen spießbürgerlich-überheblichen Gedankengange, daß Kultur nur allein die geistigen Errungenschaften der Menschheit umfasse, während die materiellen „nur“ Zivilisation, also eine zwar verfeinerte, aber doch inhaltslose Lebensweise darstelle, sondern Kultur ist der Inbegriff aller geistiger und materieller Menschheitswerte. Alles was nicht von bleibendem Werte für die Menschheit ist, ist Unkultur; hierzu gehört namentlich die Mode-, Luxus- und Vergnügungsindustrie, obwohl auch ihnen einzelne Werte nicht ganz abzusprechen sind.

Alle wertvollen Erfindungen und Entdeckungen des Menschen, war es nun Pfeil und Bogen, Löfferei oder Weberei oder gar die erste Schrift des vorgeschichtlichen, oder sei es die neueste Nutzenanwendung der Elektrizität (im Radio) des heutigen Menschen, lösten und lösen neue kulturelle, also geistige und materielle Wirkungen aus, die jeweils fast immer einen Schritt nach vor- und aufwärts bedeuten.

Geist und Stoff — zwei grundverschiedene Welten für sich — stehen aber doch miteinander in sich ergänzender Wechselwirkung wie die beiden Pole des Magneten und bilden ein untrennbares Ganzes; ohne beide keine Kunst, keine Wirtschaft, keine Kultur, ohne beide kein Leben.

Und da uns nun aus den längst vergangenen menschlichen Kulturepochen nur Funde, also „Stoffe“ vorliegen, so können wir durch die logische Anwendung des oben Gesagten nicht nur die Entwicklung der materiellen, sondern auch die der geistigen Kultur von den Ursprüngen im Tertiar bis zu dem Maschinenzeitalter der Gegenwart verfolgen, da uns die rein stofflichen

Funde, weil sie einst von Menschenhand verfertigt und gebraucht, geradezu „versteinerte“ Gedanken übermitteln. Aus der materiellen Kultur wird die geistige wissenschaftlich wieder aufgebaut.

Als Beispiel möchte ich hier den Spinnwirtel anführen, der zur jüngeren Steinzeit erfunden wurde und in entlegenen Gegenden Europas heute noch gebraucht wird. Er wurde zum Zwirnen des Fadens benutzt, indem man mit ihm die Spindel beschwerte, so daß er beim Drehen als Schwungrad diente. Dieser Spinnwirtel, den man in allen neolithischen Siedlungen und Frauengräbern findet, ist als Fundstück scheinbar nur ein toter Stoff; aber doch wieviel geistige Arbeit, wieviel Versuche sind gemacht worden, um ihn zu einem Kulturgute, einem Menschheitswerte zu machen. Und viele Gelehrte meinen nun, daß derartige Entdeckungen des vorgeschichtlichen Menschen nur der reinen Lust am Spiel entsprungen, also Zufall sind; wenn man dieser Ansicht eine gewisse Berechtigung gerade nicht absprechen kann, so muß man im allgemeinen diesen Gedanken ablehnen, denn derartige kulturelle Fortschritte sind meist durch Beobachtungen, hundertfältige Versuche und Gedankenarbeit getätigt worden.

Zur Gewinnung eines vollständigen Kulturbildes von der jüngeren Steinzeit können wir außer den Funden selbst nun auch noch die Forschungen der vergleichenden Sprachwissenschaft heranziehen; denn in fast allen eurasischen Völkersprachen der Gegenwart, und zwar vom Atlantischen Ozean bis nach Indien hin, sind noch Reste vom Sprachgut der indogermanischen Ur rasse erhalten. Diese war, als sie sich noch nicht in die vielen verschiedenen Völkergruppen gespalten hatte, die Trägerin der vollneolithischen Kultur, von der wir nun sprechen wollen.

Der Unterschied zwischen der älteren (diluvialen) und jüngeren (neolithischen) Steinzeit ist 1. ein rein materieller; 2. ein wirtschaftlicher: Dort roh zubehauene Steinwerkzeuge und unsteter Jäger-nomade, hier fein geschliffene, polierte, durchbohrte Steinwerkzeuge und Ackerbauer, Hirt, Sesshafter. Der wirtschaftliche Gegensatz ist natürlich der wesentlichste. War man erst den Launen der nahrungspendenden Natur preisgegeben, so trotzte man jetzt ihr die notwendigsten Lebensmöglichkeiten ab, und so wurde der Ackerbau der Hauptkulturfaktor der jüngeren Steinzeit, dessen Wohltaten bald erkannt wurden und sich in den auslösenden Wirkungen als folgerichtiger Entwicklungsgang kundtat. Als eine Frauenarbeit wurde zuerst mit dem Hackbau im Garten* begonnen, ihm folgte bald der Pflugaufbau auf dem Felde* als eine Männerbetätigung. Der Pflug war entweder einfach ein Haken aus einem starken Baumaste oder ein mit Deichsel* und Führungsstange versehenes Holzgerüst, an dem ein großer Steinkeil, der sogenannte Schubleistenkeil des handkeramischen Kulturkreises, befestigt war. Bis weit hinein in die geschichtliche Zeit war er in dieser primitiven Form vorherrschend, ja, der polnische Pflug hatte bis vor Kurzem, wenn man die Wendebretter wegnimmt, den Charakter des steinzeitlichen hölzernen Hakenpfluges beibehalten. Selbstverständlich war das Pflügen nur ein Aufziehen des Bodens, kein Wenden. Auch kannte man schon die Egge*, die ganz aus Holz bestand, und in der polnischen Egge, der sogenannten Ischoche, haben wir noch ein solches steinzeitliches Ueberbleibsel zum Vergleichen.

An Kulturpflanzen besaßen sie mehrere Arten von Weizen*, dann Gerste* und Hirse*. Allerdings woher diese gekommen, wissen wir noch nicht, doch weist die Pflanzengeographie nach Osten.

Dann findet man in den Siedlungen noch Getreidequetscher und Mahlsteine, aber auch eine Unmenge von Sprach-Gleichungen geben uns über den Ackerbau Aufschluß:

So wurde der Same* gesät*, das Getreide wurde abgemäht*, in Garben* gebunden, dann ausgedroschen* und Mehl* gemahlen*, damit entweder Grütze* gekocht oder auf heißen Steinen aus Teig* Fladen* gebacken*. Auch die Begriffe Flur, Furche, Harte, jäten, Scholle und Ader kannte man schon und sind indogermanisches Erbgut.

1) In den mit einem * versehenen Begriffswörtern sind durch Sprachvergleichende Forschungen indogermanische Sprachwurzeln erkannt worden. Sind also Erbgut aus jener Zeit.

Der Ackerbau war aber nicht allein die Nahrungsquelle, sondern die Viehzucht gab auch eine beträchtliche Ergänzung dazu, denn gerade sie war es, die bei Missernten über die größte Not hinweghalf und das seßhafte Dasein noch mehr befestigte; allerdings dürfen wir die damalige Seßhaftigkeit nicht ganz mit unserem Begriffe decken, da sie immerhin Spielraum lassen mußte zum Wechsel der Weide* und des Feldes. Als Haustiere kannte man Schaf, Ziege*, Schwein*, Rind* und Pferd (Mähre*, Roß*). Die beiden letzteren wurden nicht nur zur Nahrung, sondern auch zum Reiten*, Lasttragen*, Wagenziehen* benützt.

Bei der Viehzucht sind viele noch heute gebräuchlicher Begriffe schon damals Allgemeingut gewesen, so (außer den oben schon bezeichneten): Bock und Widder, Wulle und Stier, Geiß, Fohlen und Stute, Ferkel und Sau, Kalb und Kuh; dann Euter, melken, Milch, Rahm; Futter, Heu; Fell, Joch, Sattel; auch hatte man schon den Wagen mit Deichsel, Rad, Achse, Rabe.

Zur angenehmen Abwechslung in der Nahrung sorgten die Ergebnisse der Jagd in den ausgedehnten Busch und den Wäldern Mitteleuropas.

Da gab es, nach den indogermanischen Sprachwurzeln zu schließen, den Bär, Eber, Elch, Urstier, Hirsch, das Dachs, den Luchs, Wiber, Hasen, die Ente, Gans, das Nebhuhn. Da die Begriffswörter Biene, Honig, Imme und Imker schon vorhanden waren, gehen wir nicht fehl, anzunehmen, daß dieses Insekt schon nutzbarer Hausgenosse war.

Mit Angel* und Netz* fing man in den Bächen, Flüssen und Seen Fische*, so

Forelle, Schleie, Barsch, Lachs, Flunder und Stör. Das Sammeln von wildwachsenden Früchten gehörte auch zur Nahrungsquelle. Ob Obstbau schon betrieben wurde, ist zweifelhaft, doch sind zwei Sorten von kultivierten Äpfeln* aus den rein neolithischen Stationen der schweizerischen und nordischen Pfahlbauten festgestellt worden.

Wir finden aber auch noch eine andere Kulturpflanze während der jüngeren Steinzeit: den Flachs*, der uns weite und ganz neue Kulturhorizonte eröffnet, da sein Anbau unfehlbar auf das Vorhandensein von linnenen Gewändern schließen läßt. Man kleidete sich nicht mehr ausschließlich wie vorher in die Felle* der Beutetiere, sondern spann, webte* und verfertigte aus spinnbaren Fasern Gewänder, und die dazugehörigen Werkzeuge aus unvergänglichem Stein oder hartgebranntem Ton*, wie die reichverzieren, oben schon behandelten Spinnwirtel und die stumpfkegelförmigen Webgewichte, finden sich fast in allen Siedlungen und Frauengräbern (Frauenarbeit), während die aus leicht vergänglichem Materiale hier längst sich aufgelöst haben; doch finden sie sich zahlreich in den moorigen

Kulturschichten der schweizerischen Pfahlbauten, deren Humin- oder Moorsäure die Gegenstände herrlich präparierte. Wahre Schatzkammern wurden uns hier eröffnet:

Außer dem Flach* selbst, die hölzernen Flachsbrechen* und Kardern, Spindeln, Spulen*, ganze Knäuel* des Fadens*, ja fertigerwebte*, geknüpft* und geflochtene* Stoffe selbst. Fast in jedem Hause hatte man, nach den Nesten zu schließen, seinen eigenen Webstuhl, der ungefähr folgendes Aussehen hatte: Zwei gegabelte Baumstämme, circa 2 1/2 m hoch, wurden etwa 3 m voneinander in dem Boden aufrecht festgemacht. In die Gabeln legte man einen Querbaum, an dem die Längsfäden, die Kette, herabhängen, bindelweise mit den oben schon genannten Webgewichten, den Zettelstreckern, beschnitten. Der Einschlagfaden, der Schuß, wurde nun mit Hilfe eines langen Stabes, dem Weberschwert, an dessen verdünntem Ende der Faden aufgewickelt war, wechselweise vor und hinter je zwei Fäden der Kette hindurchgesteckt und mit dem Stabe dann festgeschlagen. Das Weberschwert stellte gleichzeitig das Weberschiffchen und die Lade unserer heutigen Webstühle dar. Dieser primitive, in der jüngeren Steinzeit erfundene Webstuhl war noch bis zum vorigen Jahrhundert auf den Färöer Inseln im Gebrauch. — Auch das Färben verstand man damals schon. So wurde mit Neseida gelb*, mit Rot- eisenstein rot*, mit Attich blau*, und mit befeetzter Kohle schwarz* gefärbt. — Man hatte natürlich außer dem Linnen auch schon die Wolle*.

Das neolithische Bauernmädchen mag mit solchen buntgefärbten Gewändern und dem zahlreichen Schmuck aus Stein- und Tonperlen, durchbohrten Muschelscheiben und gelochten Hundezähnen doch recht niedlich ausgesehen haben, zumal sie sich an den nacktgebliebenen Körperteilen mehr oder weniger „hübsch“ angemalt hatte, meist mit Rot und Schwarz; denn in den verschiedensten neolithischen Frauengräbern sind kleine Steinmörser gefunden worden, in denen Reste von Schminke, einer Pasta aus Fett und Erdfarben, noch erhalten waren. —

Mit dem durch Brand und Steinart ausgehöhlten Einbaume (Nachen*) befuhr man nicht nur Flüsse, Ströme und Seen, sondern wagte sich bis weit aufs Meer* hinaus. Die Anfänge dieser primitiven Schifffahrt liegen, wie die meisten Kulturerscheinungen der jüngeren Steinzeit, schon im Mesolithikum; ebenso ist's mit der Keramik, der Töpferei, die sich jetzt zu größter Blüte entwickelt hatte. In ihr zeigte sich augenfällig der lebhafteste künstlerische Sinn des Neolithikers, einesteils in dem klaren tektonischen Aufbau und den herrlichen Formen der Töpfe*, andernteils in dem schönen ornamentalen Schmuck, der eine Erfindungs- und Variationsgabe und ein feines Gefühl für die richtige Anwendung der Verzierungen verrät. War die diluviale Kunst rein physioplastisch, also naturalistisch, naturwahr, so ist die neolithische, die sich allerdings

nur auf die Töpfe beschränkt, obgleich sie sich jedenfalls auch auf längst vergangene Holzschmuckereien ausdehnte, mehr ideoplastisch: es werden nur einzelne Züge des darzustellenden Gegenstandes ausgeführt, aber nicht etwa in einem übertriebenen und bizarren Expressionismus, sondern mehr in einem feinen Stillisieren. Eigenartigerweise decken sich die Formen und Verzierungen mit bestimmten Kulturkreisen.

Denselben Kunstsinne verraten die herrlichen Formen der Aexte*, Beile*, Hämmer, Meißel usw., die teils aus basischen Eruptivgesteinen, wie Diabas und Basalt, aber auch aus Gneis, Hornblendeschiefer, Quarzit und Serpentin, teils aus Halbedelstein, wie Jadeit und Nephrit, hergestellt sind, während der Feuerstein nur noch zu kleineren Dingen, wie Spitzen für Pfeile und Speere*, dann Schaber*, Messer* usw., wegen seiner Sprödigkeit und der fabelhaft schnellen Herstellung dieser Gegenstände verwendet wurde. Interessant ist, daß an mehreren Stellen in Frankreich und Belgien zu dieser Zeit schon der Feuerstein bergmännisch in Schächten und Stollen* gewonnen und als Halbfabrikat weit hin verschifft wurde.

Als größte Kulturtat in der jüngeren Steinzeit feiern wir jedoch die Erfindung der europäischen Schrift, die von weittragendster Bedeutung für die spätere Entwicklung wurde. Sie war gleich strenge Lautschrift, während im Orient ursprünglich die unvollkommene Bilderschrift herrschte, aus der die Sumerer die Keilschrift machten. Das waren Zeichen, die nur Wort- oder Silbenwert besaßen, hingegen die ursprünglichen europäischen schon Lautwert. Wir kennen Funde mit solchen Lautzeichen aus portugiesischen Megalithgräbern und von böhmischen Tonscherben, die alle der jüngeren Steinzeit angehören. —

Diese europäischen neolithischen Bauernvölker standen auf der Wirtschaftsstufe der Eigenwirtschaft, indem jeder für sich und die Seinen selbst sorgte; nur leicht wurde diese Wirtschaftsform durch die handwerksmäßige Herstellung von Töpfen und Steinwerkzeugen durchbrochen. Ihre Siedlungen waren vielfach Einzelhöfe, aber auch ganze dörfliche Niederlassungen finden wir entlang den Flüssen und in windgeschützten Mulden der Höhen. Die Dörfer zeigten kein geschlossenes Ganzes, etwa wie die heutigen Rundlinge, auch nicht die Gliederung der Straßendörfer oder Zeulendörfer, sondern sie glichen mehr unseren unregelmäßigen Haufendörfern, ebenso wie die damaligen Einzelhöfe unseren Weilern ähnelten.

Der Zimmermann* waltete mit kundiger Hand seines Amtes. Die Sprachgleichungen verraten uns, daß man das Bauen*, man kannte schon den Giebel*, den First*, die Diele*, das Zimmer*, auch war am Hause schon der Hof*. In Deutschland fanden sich damals drei verschiedene Bauweisen, die aus den natürlichen Bodenverhältnissen herauswachsen: 1. die oberirdische Bauweise, die sich hauptsächlich auf Norddeutschland beschränkt, da hier Sand und Geschiebelehm vorherrschend sind, in die ein Eingraben, wegen des Nichthaltens der Wände und der Feuchtigkeit, nicht möglich war; 2. in die Erde versenkte Bauten, deren Verbreitung, Mittel- und Süddeutschland, sich mit dem Löss deckt, da er schön in senkrechten Wänden stehen bleibt und außerdem trocken und warm ist; 3. die Pfahlbauten, die sich an den Seen der Schweiz, Desterreich und dem Rhein entlang, aber auch im Norden finden. Sie stellen sich dar als ein zum Schutz der Bewohner im Wasser errichteter Pfahlrost, auf dem dann das Haus mit allem Zubehör erbaut wurde.

Ueber die damaligen sozialen Verhältnisse können wir uns kein klares Bild verschaffen, doch müssen schon Rechtsbegriffe sich aus dem dörflichen Nebeneinanderwohnen herausgebildet haben. Nach Wahle, dem ich in einigen Ausführungen folge, kommen uns nun einige archäologische Beobachtungen zustatten, die jeder selbst machen kann, der Norddeutschland durchwandert. Hier finden sich große sogenannte Hünengräber (einzelne hat Gen. Ulrich auf seinen Wanderungen geschildert), deren Erbauung meistens ins Neolithikum fällt. Sie bestehen aus mächtigen Findlingsblöcken und jeder derartige Bau war die Grabstätte ganzer sozialer Verbände. Zur Bewältigung dieser Blöcke, von denen manche Hunderte von Zentnern wiegen, gehörte die Kraft vieler sehniger Arme, wenngleich das Prinzip der Rolle und des Hebens zur Fortbewegung schon bekannt war. Diese Sitte verlangte eine Organisation, die den einzelnen zu bestimmten Leistungen für die Gesamtheit zwang. Ebenso war's mit den mächtigen Befestigungsanlagen aus dieser Zeit, z. B. am Rhein, den sogenannten Volks- und Fliehburgen. Auch hier ein großer Arbeitsaufwand der Allgemeinheit für die Allgemeinheit, nicht für Einzelne. So sind z. B. bei Urmix bei Koblenz bei einer solchen Befestigung nicht weniger denn 40 000 cbm Erde bewältigt worden. In Anbetracht der einfachen Werkzeuge und Wagen eine ungeheure Leistung. Ohne eine straffe Or-

ganisation wäre das undenkbar. Ein gleiches Beispiel geben uns die großen Wellenbrecher vor einzelnen neolithischen Pfahlbautendörfern der Schweiz.

Das sind alles Beweise einer straffen politischen Organisation. Und so haben wir den Anfang des staatlichen Zusammenschlusses in die jüngere Steinzeit zu setzen, politische Staatsanfänge, die durch das Zusammenleben und die dadurch bedingten Rechte und Pflichten herbeigeführt wurden. Da sich jedoch bestimmte Klassen noch nicht gebildet hatten, im Sinne von Ausbeuter und Ausgebeutete, von Herrscher und Untertan, wird das Prinzip der Gesellschaftsordnung wohl ein demokratisches gewesen sein. Also: Die Klassenlose Gesellschaftsordnung ist keine Utopie — es ist alles schon dagewesen!

Wenn wir nun zum Schluß noch eine kleine religionsgeschichtliche Betrachtung anstellen wollen, so steht uns nur der damalige Grabritus (= Bestattungsgebräuche) zur Hand. Eigentümlich war ihnen schon die Idee eines Weiterlebens nach dem Tode. Ein Lieblingsgedanke der Menschen, ich möchte sagen, ein kindlicher Zug liegt darin, da niemand (Ausnahmen bestätigen die Regel) gern sterben will im Sinne eines naturgesetzlichen Vergehens der Einzelperson. Sie stellten sich ein Weiterleben vor, obwohl sie dabei an ein eigentliches Seelenreich nicht dachten, wie etwa die Germanen in ihrem Asgarden (= Göttergarten) und dem Walhall oder die Christen in ihrem „himmlischen“ Himmel. Zum Aufenthalt ihrer Seelen baute man den Toten Behausungen (Hünengräber, Dolmen, Steinkisten, Hügelgräber usw.) und gab ihnen Kleidung, Werkzeuge und Nahrung in irdenen Töpfen und Schüsseln mit. Das Leben war nicht durch den Tod unterbrochen worden! Die sog. Hockerbestattungen geben uns dafür noch viel trefflichere Beweise. Man hatte nämlich Furcht vor dem Zurückkommen des Toten und band ihm darum Arme und Beine so fest, daß manchmal letztere bis ans Kinn heraufgezogen wurden (Hocker). Diese Sitte hat sich im Vogtlande heute noch erhalten, ohne daß der eigentliche Sinn bewußt wäre; hier bindet man nämlich dem Toten kurz vorm Verschließen des Sarges mit einem Tuche die Hände fest. — Brandbestattungen finden sich erst am Ende der jüngeren Steinzeit und werden dann typisch für die frühen Metallzeiten. Sie entwickelten sich aber aus den oben beschriebenen Hockerbestattungen heraus und waren eine Radikalkur gegen das Wiederkommen der Toten.

Wahrscheinliche Beweise für Totemismus sind die Tieropfer in manchen derzeitigen Gräbern Mittel- und Süddeutschlands (Weimarer Museum).

Zauber Glaube, Dämonenvorstellungen haben eine große Rolle in ihrer Religion gespielt, das beweisen die vielen in Gräbern gefundenen Amulette (= Schutzstücke gegen den bösen Geist), deren Gebrauch ja heute noch vielfach nachzuweisen ist. In der Apotheke zu Drlamünde gab es vor kurzem noch welche zu kaufen, die in der Form auffällig an neolithische sich anlehnen. Ich erinnere weiter an die Amulette, die die besorgte Mutter oder Braut dem Soldaten in den Welt-

Krieg mitgab. Sie sollten den Besitzer schützen vor Unheil und Tod, ein Wunsch, der vor mehr denn 6000 Jahren den Schenker schon ebenso besetzte.

Damit haben wir nun in großen Zügen ein Kulturbild der jüngeren Steinzeit erhalten, von einem Volke, das die Urrasse war fast aller eurasischer Völker und von 8000 bis 2000 vor unserer Zeit Mitteleuropa besiedelt hatte — und heute lehrt die Kirche noch, daß nach der Bibel im Jahre 3761 v. Chr. die Welt von einem Gott erschaffen worden sein soll.

Bruno Brause, Gera.

Karpathenfahrt

Mein schon längst gefaßter Plan, eine Fahrt in die Karpathen zu machen, sollte nun endlich in Erfüllung gehen. Als Wandergenossen hatte ich mir noch drei Mannheimer Genossen ausgewählt. Eine Touristen- oder Wegekarte von unserem Ziel war in ganz Bukarest nicht zu bekommen. Wohl ausgerüstet und in Wanderschuhen, was für Rumänien eine Sensation bedeutet, traten wir am Freitag, den 29. Juli, unsere Fahrt an. Nachts 11.20 entführte uns der nach Kronstadt (Siebenbürgen) fahrende Personenzug der Hauptstadt. Unser Ziel war der 2526 m hohe Monte „Dnuls“ bei der Kurstadt Sinaia. Diesmal war der Zug nicht ganz so erdrückend voll, jedoch mußten wir die ganze Fahrt auf der Plattform verbringen. Früh 1/5 Uhr hatten wir unsere Zielstation „Busteni“ erreicht. Da es noch zu dunkel war, machten wir im Wartesaal erst einen Imbiß. So gegen 5 Uhr machte es sich hell und wir traten unsere Wanderung an. Gleich als wir den Bahnhof verlassen hatten, boten uns die Berge einen überwältigenden schönen Eindruck. Steil zum Himmel aufragende Felsen und Gipfel wurden von der gerade aufgehenden goldenen Morgensonne beschienen und nahmen unsere Blicke gefangen. Es waren die Ausläufer des Monte „Dnuls“. Endlich nach langem Suchen und Fragen erfuhren wir den Weg, der uns zu dem Gipfel des gewaltigen Felsengebirges bringen sollte. Im ersten Gebirgsbach machten wir uns erst mal frisch. An die Kälte dieses Wassers kann das Bukarester Leitungswasser nicht tippen.

Es war ein sehr schöner Weg, der uns durch ein Seitental langsam bergauf führte. Nach u. id

nach wurde das Tal immer enger und der Weg immer schlechter, bis er auf einmal ganz aufhörte und nur noch ein wilder Gebirgsbach die Felsen durchbrauste; dies setzte unserem weiteren Vordringen einen Damm entgegen. Fürs erste machten wir Halt und kochten uns einen Kaffee. Nachdem wir uns gestärkt hatten, gingen wir geradenwegs in die Höhe. Nach 1/4 stündiger Anstrengung, durch fast undurchdringliches Gestrüpp, kamen wir wieder auf einen schmalen Pfad; dieser führte uns nun endlich auf den Kamm des Gebirgsstockes. Auf dem Kamm angelangt, standen wir auf der einstmaligen ungarisch-rumänischen Grenze. Hier fanden wir noch viele Spuren des Weltkrieges. Längs der Grenze waren Schützengräben, Granatlöcher, auch fanden wir Patronenhülsen und Granatsplitter und noch so manches Kriegsgerät; auch hatten wir von hier einen wunderbaren Ausblick in die siebenbürgische Ebene und sahen viele hohe Berggipfel in der Ferne leuchten. Nach diesem Genuß führte uns ein schmaler Pfad der alten Grenze entlang in die Höhe. Nach anständiger Kletterung erreichten wir einen kleinen Wald mit den besten Heidelbeeren und wunderten uns, daß es auch hier welche gibt. Der Ausblick von hier warf jedoch meine ganzen Berechnungen über den Haufen, denn ich nahm an, daß der Monte Dnuls von der Rückseite aus zu besteigen sei. Er zieht sich aber hier als riesiger Felsblock steil durch die Karpathen und wir mußten deshalb den Rückweg antreten. Vor uns lag ein tiefes Tal, auf dessen Grunde wir Pferde weiden und eine Hütte sahen. Drüben aber stiegen die Felsen schroff und steil in die Höhe, deren

Gipfel in die Wolken ragten. Wir stiegen von hier nun wieder ab, der Weide entgegen. Als wir unten ankamen, suchten wir nach dem Hirten; jedoch die ganze Herde war ohne Herrn, so daß man die Pferde wegtreiben konnte. Auch stand hier eine kleine Schutzhütte, diese war aber durch den Krieg arg mitgenommen. Da es schon auf Mittag zuging, schlug ich vor, hier gleich Mittagssnack zu halten. Wir suchten Holz und Wasser und bereiteten uns ein gutes Mittagssnack aus Makkaroni, schliefen auch noch eine Stunde, um dann mit neuer Kraft die Besteigung nach 2½stündiger Rast fortzusetzen.

Der Pfad führte uns über umgestürzte Bäume hinweg, durch dichten Wald, und so kamen wir mit vieler Mühe um den Berg herum in ein schönes breites Tal. Dieses war mit riesigen Felsblöcken übersät. Hier begann der Aufstieg von neuem. Die Felsen strebten steil zum Himmel empor. Jetzt ging es mit Riesenschritten vorwärts, und es dauerte nicht lange, so hatten wir das erste Schneefeld erreicht; dieses war im Frühling als Lawine niedergegangen. Immer weiter ging es bergauf an Felswänden entlang; auch mußten wir öfter Felspalten, mit Eis und Schnee bedeckt, überschreiten. Trotzdem ging es mit frohem Mut die steile Talrinne aufwärts, über Felsblöcke und Gletscherspalten hinweg, die uns sehr beim Aufstieg hinderten. Die Gletscher hatten eine Stärke von 5—6 m und waren oft untertaut, so daß wir sehr vorsichtig sein mußten. Bei einer Ueberquerung ließ mein Freund Albert seinen Stock fallen, der 50 m abwärts rutschte und dann in einer Gletscherspalte verschwand. Einer meiner Kollegen war immer ein ganzes Stück voraus, um sich die besten Stellen zum Klettern auszusuchen. Es machte uns allen große Freude, denn noch nie hatten wir eine so große Kletterpartie gemacht. Als wir schon glaubten, die Höhe bald erreicht zu haben, kamen wir auf eine wunderbare Alpenmatte mit saftig grünem Gras und herrlichen Blumen, in der Hauptsache Bergißmeinnicht, die eine tiefblaue Farbe hatten, und gefüllte Schlüsselblumen, so schön, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Auch fanden wir hier eine unter einem Felsblock nothdürftig eingerichtete Sennhütte. Doch war niemand zu sehen und auch kein Laut hörbar. Das Felsental war hier etwas breiter geworden. Wir hatten nach zweistündiger Steigung eine ganz gewaltige Höhe erreicht, und trotzdem ragten die Felswände noch immer unendlich zum Himmel empor. Jetzt wurde der Weg immer gefährlicher und wir mußten auf

allen Bieren unsere Kletterei fortsetzen und zeitweise uns auch an den rauhen Felszacken emporziehen; aber auch ein gutes Seil stand uns zu Diensten.

Auf einmal hörten wir Hundegebell und Herdenglockengeläut. Es waren Hirten mit Alpenschafen, die auf der gegenüberliegenden Felswand auftauchten. Wir waren schon mitten in den Wolken und konnten nicht sehen, ob wir hier auf den Gipfel gelangten oder ob uns weiter oben steile Felsen den Weg versperrten. Der Hirt war zu weit entfernt, als daß wir uns verständigen konnten, auch hörten wir, daß er uns auf Humänisch zurief. Ich machte mich daher schnell auf den Weg zu ihm, ehe ich jedoch drüben ankam, war er im Nebel verschwunden. Ich wartete nun ab, bis meine Kollegen nachgestiegen waren, um dann gemeinsam unsere Kletterfahrt fortzusetzen. Auf einmal tauchte unter uns ein zweiter Hirt auf. Wir fragten ihn, ob wir hier herauf zum Gipfel kämen und wie weit es noch sei. Unsere erste Frage besahte er uns und wir waren darüber sehr froh, als er aber sagte, es sei noch 1 km, war es uns, als versehe er uns einen Schlag. Trotzdem ging es mit frohem Mute vorwärts, über Felsgeröll und Alpengras; dabei vergaßen wir aber nicht, auf Edelweiß aufzupassen, das auf dem Monte Omul vorkommt. Und siehe da, unser langes Suchen war endlich von Erfolg. Auf einer Felswand entdeckten wir diese herrliche Alpenblume. Wir umkletterten den Felsen, um von oben zu den Blumen zu gelangen. Die Zeit jedoch eilte und es mußte vorwärts gehen, um noch vor Dunkelwerden den Gipfel zu erreichen. Auf einmal wurde es hell und wir hatten den blauen Himmel und Sonnenschein über uns und unter uns lagen die Wolken. Jetzt konnten wir auch den höchsten Gipfel sehen und die Kletterei wurde dadurch leichter. Die große Felspalte, die wir benutzt hatten, lief in einen Kessel aus und darüber thronte der Monte Omul. Noch eine Viertelstunde und nach öfterem Ausruhen hatten wir die Spitze des mächtigen Felsengebirges erreicht. Wir hatten einen weiten Fernblick über die nächsten Gebirgszüge der Karpathen. Unter anderen sahen wir auch eine große Bergspitze, die ganz mit Schnee bedeckt war; es ist der Monte Negoi, der höchste Berg der Karpathen. Aber alles, was wir sahen, war über den Wolken. Hier oben wehte eine frische Bergluft, so daß wir unsere Röcke anziehen mußten. Ueberzogen war der Gipfel mit einem grünen Moos- und Rasenteppich und mit unendlich vielen in allen Farben

schillernden Blumen. Der Frühling war hier gerade eingezogen. Das Gras ist jedoch und 1 bis 2 cm hoch und die Blumen haben alle keine Stiele, nur die Blüten gucken aus dem Grase hervor. Wir machten kurze Rast und stärkten uns für den Abstieg. Es war höchste Zeit, daß wir aus den Felsen kamen, denn es war bereits 7 Uhr abends. Zum Abstieg benützten wir die andere Seite, die, wie es schien, sich ganz vorzüglich dazu eignete. Mit Alpengras bewachsene Hänge, zwischen Felsen hindurch, führten uns abwärts. Wie es jedoch unter uns aussah, konnten wir leider nicht sehen, denn wir waren immer noch über den Wolken, welche jetzt ziemlich tief hingen. Der Abhang wurde immer steiler und es fing auch schon zu dämmern an, so daß es immer schwieriger wurde. Wir mußten uns auf allen Vieren, mit dem Seil gesichert, abwärts helfen. Jetzt stellte sich uns ein steil abfallender Abhang in den Weg und wir mußten uns abfellen. Wir waren froh, als wir unter uns wieder festen Boden hatten. Es ging jedoch flott abwärts, immer zwischen senkrecht in die Höhe strebenden Felsen hindurch. Gegen 8 Uhr abends teilte sich das Wolkenmeer und wir hatten einen herrlichen Ausblick in das Thal. Doch, o Schreck! wir mußten erkennen, daß wir hier nicht weiter kommen konnten, trotzdem wir doch schon weit heruntergeklettert waren. Jetzt sahen wir erst die schroffen und mächtigen Felsen. Wir mußten den Felsen umklettern und hatten noch manch gefährliche Stelle zu überwinden, bis wir endlich den Fußweg erreichten, was höchste Zeit wurde, denn die Dunkelheit war hereingebrochen. Wir glaubten uns schon tief, aber wir hatten noch nicht einmal die Baumzone erreicht. Jetzt wurde es aber auch Zeit, daß wir uns nach einem Nachtlager umsahen. Wir erreichten endlich die Baumzone und entdeckten einen Felsvorsprung; wir beschlossen daher unser Lager hier aufzuschlagen.

Wir machten Feuer, damit wir Licht hatten, und lauschten nach Wasser, das wir auch ganz in der Nähe fanden. Nun kochten wir uns etwas Warmes und machten unser Nachtlager aus Reisig und Laub zurecht, krochen unter unsere Decken und schliefen alsbald ein. Ein kalter Wind ließ uns in der Nacht öfter aufschauen und die Decken fester anziehen. Jedoch gegen Morgen wollte keiner aufstehen. Auf einmal hörte ich Stimmen; ich sprang auf und sah drei Wanderer den Weg daherkommen. Ich merkte gleich, daß es Deutsche waren und rief ihnen einen „Guten Morgen!“ zu. Sie wußte:

nicht, wo sie sich befanden. Sie wollten am Tag vorher von Buzeni aus den Monte Omul besteigen, hatten sich aber verirrt und wollten jetzt die Besteigung beginnen. Nun machten wir uns auch auf, kochten Kaffee und stärkten uns, dann setzten wir unsern Abstieg fort. Es war ein wilder Felsenpfad, der uns zu Thal führte. Jetzt kamen wir an einen Talkessel. Hier konnten wir so recht die Verheerungen betrachten, welche die Lawinen bei ihrem Talsturz angerichtet hatten. Eine unendliche Masse von niedergestürzten Bäumen und Felsen ließ uns kaum durchkommen. Nachdem wir dieses Trümmerfeld hinter uns hatten, fanden wir einen großen Flecken mit herrlichen Erdbeeren, die hier erst im August reif werden, trotzdem es in Rumänien noch viel heißer als in Deutschland ist. Nachdem wir tüchtig Erdbeeren gegessen hatten, führte uns der Weg an einem einsamen Soldatengrab vorbei. Nur ein bewachsener Erdhügel mit einem Holzkreuz bezeichnete die Stelle. Wir schmückten dieses Grab mit einem Blumenstrauß und dachten an die vielen Opfer des Weltkrieges. Als wir noch eine sehr steile Stelle hinter uns hatten, die uns direkt hinunter zu einem wilden, zwischen den Felsen dahinbrausenden Gebirgswasser führte, das auch viele Wasserfälle bildete, kamen wir auf einmal zu einem schönen Holzabfuhrweg, der uns langsam zu Thal leitete. Wir kamen nun an vielen Unterständen vorbei, die noch aus den Zeiten des Krieges herrührten, und auch an ein rumänisches Massengrab. Eine aus lauter Steinen zusammengesetzte Pyramide mit einem großen Holzkreuz bildete den Denkstein. Nicht lange und wir erreichten eine Lichtung und erkannten die Stelle wieder, von der wir am vorigen Tag durch das Felsental den Aufstieg begannen. Wir schlossen also damit unsere Kreiswanderung und erreichten in dreiviertelstündiger Wanderung Buzeni. Hier mimnelte alles von Kurgästen, die uns natürlich groß angafften, denn Wandervögel sind in Rumänien eine Sensation. Wir setzten unsere Wanderung bis Sinaia fort, um den nach 6 Uhr abfahrenden Zug zu erreichen.

Auf den Trittbrettern legten wir eine herrliche Fahrt zurück, weit noch grüßten uns die hohen Felsenberge. Nach flotter Fahrt kamen wir um 10 Uhr wieder in der Hauptstadt Bukarest an. Nach dreiviertelstündiger Querfahrt mit der Elektrischen und eine halbe Stunde Fußweg waren wir zu Hause. Eine wunderschöne Alpenfahrt hatten wir hinter uns, die uns allen sehr gut angesprochen hat und wohl auch in steter Erinnerung bleiben wird.

Herm. Ost, Saalfeld.

Die proletarische Jugendbewegung und wir jungen Naturfreunde

Die Wurzeln der proletarischen Jugendbewegung sind klar. Junge Arbeiter, eben der Schule, die ihren Trieb zur Bildung und Gestaltung auch nicht im geringsten befriedigte, erwachsen, vielleicht noch der übliche Konfirmationsunterricht und dann, für die ganze Zeit der Jugendkraft, die Fabrik. Der Instinkt des Jugendlichen, soweit er nicht schon gebrochen und begraben liegt, wehrt sich gegen die Mechanisierung, gegen das Eingespantsein in den grauen Alltag. In diesem gemeinsamen Ringen, das die Einzelnen nebeneinander führen, erwachen bald Kräfte, stark genug, eine Gemeinschaft zu tragen: Es entstehen Gruppen proletarischer Jugend. Das Ziel, das der Arbeit dieser Gruppen gesetzt war, war im einzelnen bestimmt von den mannigfaltigsten Einflüssen. Da war die politische Partei, die sich die jungen Kämpfer sichern wollte, da waren Turnvereine, Musikvereine usw., die zu werben begannen — trotzdem kann von einer einheitlichen Gruppierung keine Rede sein. Analog der bürgerlichen Jugendbewegung ist die Organisation locker, der Geist romantisch. Hier lag auch der Brennpunkt der zu leistenden Arbeit; sie bestand zumeist in Volkstanz — Volkslieb — Volksspielpflege. Aber es lag ebenso in der Klassenlage der proletarischen Jugend, daß dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar war; es mußte eine Beziehung zur wirtschaftlichen Notlage gefunden werden. In diesem Zusammenhang erscheint es nicht verwunderlich, wenn nunmehr Praxis und Theorie des Marxismus die Jugend vollkommen in ihren Bann nimmt. Der Krieg trägt zur Klärung bei. Auch der letzte Jugendliche im Betrieb anerkennt die Berechtigung der proletarischen Jugendbewegung, um so mehr, als sie in die Illegalität gedrängt worden war. Diese harte Schule trägt die Früchte im November 1918, als die Jugendlichen die ersten sind, die im Zeitgeschehen stehen. Nach der revolutionären Welle des Novembers klärt sich die Bewegung immermehr, bis zu dem Punkt, wo wir deutlich unterscheiden können: Revolutionärer Flügel (Grundlage: der Klassenkampf) und evolutionärer Flügel (Grundlage: die Erziehung). Der erste handelt und denkt vor allem politisch, der zweite kulturell. Wenn wir nun an den Zustand des Heute denken, müssen wir feststellen, daß aus der Gruppierung, die immerhin eine Einheit darstellte, eine sehr bedenkliche Zweifelt geworden ist. Um es deutlicher zu sagen: die proletarische

Jugend ist zersplittert und — das folgt ohne weiteres daraus — infolgedessen in ihrer Kampffähigkeit erheblich geschwächt. Wir alle aber übersehen unsere heutige Lage klar genug, zu wissen, daß der Kampf zwischen Kapital und Arbeit ständig an Umfang und Bedeutung zunehmen muß. Die proletarische Jugend ist ein Teil des großen Heeres der Arbeit, und als solcher muß sie eine Organisation und einen Stab haben. Wenn die Frage auftaucht, nach welcher Richtung die proletarische Jugend beeinflusst werden soll, oder auch selbst arbeiten soll, kann die Antwort darauf nur sein: eine einheitliche Kampffront zu schaffen. Und hier liegt die eigentliche Bedeutung derjenigen Organisationen, zu denen auch die Naturfreundejugend zählt. Nicht, daß sie dazu da wäre, einmal vorhandene Gegensätze zu überkleistern. (So wie das für die bürgerliche Jugendbewegung etwa der Jugendring tat.) Den Erfolg, oder vielmehr den Mißerfolg, würde man nur zu bald feststellen können. Die einst so schön verkleisterten Gegensätze prallen schärfer denn je aufeinander. Das kann aber nicht der Zweck unserer Arbeit sein, wenigstens nicht dann, wenn sie sich zielbewußt nennen will. Und zielbewußt muß sie sein, denn die Not der Zeit drängt! Worin läge denn dann unsere Wirksamkeit begründet? Eins ist klar: Zuerst einmal müßten die feindlichen Brüder dazu gebracht werden, sich sachlich auseinanderzusetzen; und gerade dazu ist unsere Organisation als sozusagen „überpolitische Vereinigung“ hervorragend geeignet. Wir können am besten Ausspracheabende veranstalten, bei denen Reformisten und Revolutionäre tatsächlich einmal zusammen arbeiten. Denn es ist schon viel getan, wenn erst einmal die Atmosphäre des gegenseitigen Mißtrauens gereinigt ist. Wie im einzelnen die Durchführung solcher Diskussionsabende gestaltet wird, kann hier nicht besonders erörtert werden; denn dann wäre auf örtliche Besonderheiten Rücksicht zu nehmen. Nicht vergessen werden darf, daß die Leitung der Diskussion in zielbewußten Händen liegt. Politisierung der Naturfreundejugend in dem Sinne, daß sie dazu beiträgt, die Einheitsfront der proletarischen Jugend zu schaffen — diese Politisierung können wir nur begrüßen.

Es ist nun noch zu untersuchen, inwieweit heute bereits unsere Jugendarbeit diesen Zielen entspricht. Wir glauben, daß nicht einmal dieses Ziel erkannt worden ist, und daß also infolge-

bessen von einer zielbewußten Arbeit keine Rede sein kann. Unsere erste Aufgabe wäre also, an Stelle des Milieus der Lönslieber und Mondscheingymnastik neben wirklicher Gymnastik Sinn für soziale Zusammenhänge zu erwecken. Man fange an mit den Arbeiterdichtern; von da aus findet sich dann leicht ein Weg zur Politik, die nicht immer gleich im historischen Materialismus zu bestehen braucht.) Ist erst einmal innerhalb unserer eigenen Gruppe politische Interessiertheit vorhanden, ist es ein leichtes, Diskussionen mit außenstehenden Gruppen durchzuführen — hier wäre also der Beginn zum Versuch einer Einheitsfront.

Noch eins: Wir wollen die Einheitsfront nicht so verstanden wissen, daß damit gemeint wären Aufgaben der spezifischen Eigenarten der einzelnen Gruppen; jede Gruppe soll die Aufgaben die sie sich selbst gestellt hat, zu verwirklichen suchen. Aber das heutige Gegen- und Nebeneinander muß zu einem Miteinander und Füreinander werden. Die Einheit der gesamten proletarischen Jugend in den entscheidenden Fragen des Klassenkampfes ist ein Schritt näher zur Einheit der Arbeiterschaft und damit eine Aufgabe für den Wegbereiter der Weltrevolution.

H. W., Jugendgruppe Jen

Wanderung durch das Wiehengebirge

(Schluß)

Etwas weiter liegt in herrlichem Buchenwald die Stelle, wo nach der Bekehrung der Sachsen zum Christentum durch den „großen“ Karl das erste Messopfer dieser Gegend dargebracht wurde. Zehn Buchen umgeben das hier zum Gedächtnis an diese Handlung errichtete sogenannte „Leggenböckenkreuz“. Eine eingemeißelte lateinische Inschrift (HOC LOCO CAROLI MAGNI TEMPORIBUS PRIMAM IN HOC REGIONE MISSAM CELEBRATAM ESSE ANTIQUITUS TRADITUM EST) erzählt dem Wanderer von dieser Begebenheit.

Schräg gegenüber mitten im Walde liegt das berühmteste Hünengrab des Osnabrücker Landes, die Karlsteine. Aus vier kolossalen Decksteinen, acht Trägersteinen und zwei Schlusssteinen, welche aus Wiesberger Kohlen sandstein bestehen, baut es sich auf. Der westliche Deckstein soll mit dem nächstliegenden ursprünglich einen Block gebildet haben. Die Volkssage berichtet darüber: Wittekind habe hier mit Karl dem Großen eine Zusammenkunft gehabt und ein Zeichen des „Christengottes“ verlangt; da habe Karl mit seiner Meitgerte (1) den mächtigen Stein zererschlagen (1). Wittekind, so überzeugt von der „Wahrheit des Christentums“, habe sich dann taufen lassen.

Ein herrlicher Waldweg führte uns zum Gipfel des Wiesberges (175 m). Dicht unterhalb liegen die Johannessteine. Sie sind wahrscheinlich als Teil einer Gletschermoräne anzusehen und mögen wohl in der Eiszeit hierher gelangt sein. Der Ueberlieferung nach haben sie unsern altgermanischen Vorfahren als Kultstätte gedient. Zur Zeit der Sonnenvende fanden sie sich hier ein, um

ihren Göttern ein Opfer zu bringen und weil leuchtete dann wohl das Sonnwendfeuer in die Lande hinein.

Der Wiesberg ist einer der interessantesten Berge der Umgegend. In seinen Kohlen sandstein sind prachtvolle Abdrücke von Farnwedeln, Schachtelhalmen und Bärlappgewächsen gefunden worden, die bekanntlich in der Karbonzeit als riesige Siegel- oder Schuppenbäume zusammen mit mächtigen Schachtelhalmen (Calamiten) und niederen Farnen große Sumpfmoorwälder bildeten. Von den hier gefundenen Sigillarien befindet sich ein prachtvolles Exemplar im Museum zu Osnabrück.

Schon früh ist der Kohlenreichtum des Berges erkannt worden und das 16. Jahrhundert meldet schon von der Gewinnung der Wiesberger Kohle. Sie lag offen zutage, so daß im 17. Jahrhundert ein regelrechter Tagebaubetrieb einsetzen konnte. Lange waren die Kohlen gruben im Besitze der Stadt Osnabrück. 1889 gingen sie in die Hände des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins über. Aber je mehr man in die Tiefe drang, desto stärker hatte man mit den anströmenden Wassermassen zu kämpfen. Als noch andere Schwierigkeiten hinzukamen, hörte 1898 der Bergwerksbetrieb auf. Die brauchbaren Maschinen wurden herausgeschafft und das Bergwerk „erhoff“.

Inzwischen war der Mond aufgegangen und überstrahlte mit seinem bleichen Licht Flur und Wald. Durch den schon stark dunkelnden Wald schritten wir auf die Landstraße hinaus, um den Heimweg anzutreten. Bald tauchten wie Spukgestalten die zerfallenen Schachtanlagen des

alten Bergwerks auf. Still trauern die Ruinen über vergangene Zeiten. Wieder ein Stück weiter und große Schutthalden zur Seite der Straße ragen auf. Sie rühren von den Steinbrüchen her, die der genannte Verein hier angelegt hat. Hier ist an Wochentagen der harte Pulsschlag der Arbeit zu verspüren. Da widerhallt die Luft von Sprengschüssen und dem Geräusch nachstürzender Gesteinsmassen. Schwerbeladene Hunde, von kleinen Benz-Lokomotiven gezogen, rollen über die Gleise und befördern den gewonnenen Kohlen- und Sandstein zu mächtigen Steinbrechern und sonstigen Bearbeitungsstellen. Hier erhält er dann die für seine Verwendung als Bau- und Pflasterstein notwendige Form. Aus den Steintrümmern, die beim Behauen der Steine abfallen, wird „Durilit“ gemacht, ein Fabrikat, dem jede Form und Färbung gegeben werden kann.

Weiter ging es nun, bis vor uns die Lichter von Dsnabrück aufstauten. Im anmutigen Hasetal gelagert, von den Höhen des Lentoburgerwaldes und Wiehengebietes umgeben, ist diese alte Stadt schon in vorchristlicher Zeit entstanden. Nachdem 783 Karl der Große die Sachsen unter Wittekind in der dreitägigen Schlacht am Schlagvorderberge (dem jetzigen Klusühügel) bei Dsnabrück geschlagen hatte, wurde hier ein Bischof eingesetzt. 888 erhielt der Ort Stadtrechte und 1171 durch Kaiser Rotbart Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit. Am meisten ist wohl die Stadt durch den 30jährigen Krieg bekannt geworden. Seit 1645 wurde im „Friedenssaal“ des Rathauses über den Frieden verhandelt. Am 25. Oktober 1648 konnte er von der Rathaus-treppe verkündet werden, endlich dem grausen Völkermorden ein Ende setzend.

Für den Altertumsfreund findet sich hier noch manche Perle altdeutscher Baukunst, zahlreiche Kirchen in ihrer alten Bauart erfreuen sein Auge.

Besonders sind es die alten Walltürme der Stadtbefestigung — Pernikel, Bittschanze, Bürgergehorsam, Bucksturm —, die historisches Interesse besitzen. Der letztere vor allem ist es, der ein Stück Stadtgeschichte bildet. In ihm wohnten unfreiwillig Simon von der Lippe und Johann von Hoya; ersterer mußte, weil er das Dsnabrücker Land überfallen hatte, seine Raublust fast sechs Jahre im Turm büßen. Als letzterer seinem Bruder in einer Fehde zwischen diesem und der Stadt und dem Domkapitel zu Hilfe eilte, wurde er von den Bürgern gefangen genommen und in den Bucksturm gebracht. In einem aus eichenen Bohlen gefertigten Kasten, dem „Johanneskasten“, der noch zu sehen ist, wurde er von 1441—1448 eingesperrt. Ferner erinnert der Turm an eines der traurigsten Kapitel der Kirchengeschichte, an die Herzensverfolgungen, bei denen während des 16. und 17. Jahrhunderts allein in Deutschland über 3000 Frauen verbrannt oder hingerichtet wurden. Besonders fallen im Turme die sogenannten Böcke auf, die als Folterwerkzeuge dienten und erkennen lassen, unter welchen furchtbaren Torturen den unglücklichen Opfern die „Schuldbekennnisse“ abgepreßt wurden.

Doch für immer vorbei sind diese traurigen Zeiten einer „Göttlichen Weltordnung“! Jetzt zählt wohl die Stadt annähernd 90 000 Einwohner. Mit ihren alten Bauten erfreut sie immer wieder das Auge der Wanderer.

Wie schön sie ist! Die Aetherräume
Durchdringt der Lürme schlanker Bau,
Und durch die weißen Blütenbäume
Bringt sie der Häuser Zahl zur Schau;
Und Köstliches bewahrt im Innern
Die Königin im Hasegau.

(Hermann Hartmann.)

Willy Ulrich, zur Zeit Mitglied der Ortsgruppe Mannheim.

Der Kampf gegen Alkohol und Nikotin

Noch viel zu wenig Augenmerk wird diesen Dingen innerhalb unserer Reihen geschenkt. Es ist klar zu erkennen, daß gerade die schädlichen Lustwirkungen von Alkohol und Nikotin es sind, welche der kulturellen Entwicklung der gesamten Menschheit, am meisten aber der proletarischen Bewegung, ein großer Hemmschub sind. Lassen wir einmal eine nähere Betrachtung darüber

folgen. Leider würde mir auch von uns noch mancher entgegentreten und sagen: wir trinken ja nur, um über die Sorgen des Alltags hinwegzukommen und um alles zu vergessen. „Nein, ihr täuscht euch nur darüber hinweg, und ist der Rausch vorbei, dann habt ihr dasselbe Elend und noch schlimmer wieder vor Augen; auf diese Art kommen wir nicht über unser heutiges trau-

riges Schicksal hinweg," sagt ja schon der Lehrer Franz Pirivisch in einem Artikel „Naturfreunde und Alkohol“ in Nummer 5/6 „Der Naturfreund“.

Aufstieg ist Kampf, trotziger, hartnäckiger Kampf gegen alle, die Lebenshaltung des Proletariats drohenden Elemente. Aufstieg bedeutet aber auch die Kampfansage an den ganzen wertlosen Kram von Vorurteilen, die Blick und Bewußtsein für die soziale Lage der Menschen trüben, die revolutionäre Kampfbereitschaft lähmen.

Ich will nun kein Moralprediger sein. Doch sehen wir uns einmal die Schäden an, die der Mensch anrichtet in seinem besudelten Zustande. Gerade heute, wo wir am Anfang einer neuen Kulturgeschichtlichen Phase stehen, hat die herrschende Klasse ein großes Interesse daran, uns von dem richtigen guten Weg abzuleiten, und dazu ist ihnen der Alkohol eines der wirksamsten Hilfsmittel. Wir, als Naturfreunde, als Menschen, die durch die Natur zur Erkenntnis kommen wollen, sollten in erster Linie mit die Wegbereiter zum kulturellen Aufstieg sein, darum müssen wir zuerst bei uns anfangen, uns frei machen von allen Ueberlieferungen der alten Gesellschaftsform. Nur dadurch können wir der heute noch herrschenden Klasse am meisten Schaden zufügen. Darum muß ich es auch von meinem Standpunkt aus verurteilen, wenn die Zentrale Tabakspfeifen mit unserem Abzeichen darauf herausgibt. Denn letzten Endes wird dadurch nicht nur unser Abzeichen geschändet, sondern auch die Organisation als solche, deren Bestrebungen ja einem weit höheren Ziele entgegengehen, als die leichte Gemissucht einer kapitalistischen Gesellschaftsform zu pflegen. Doch nicht nur von diesem Standpunkt aus, sondern auch in gesundheitlichen Beziehungen hat Alkohol und Nikotin trasse Auswirkungen. Es ist medizinisch nachgewiesen, daß ein großer Prozentsatz der Patienten in Kranken- und Irrenhäusern nur durch die Auswirkung von Alkohol und Nikotin in diesen ihren Zustand versetzt worden sind.

Auch die meisten Lungenkranken sind Opfer der beiden großen Feinde der Menschheit. Es braucht sich nicht immer gleich auf die jeweilige Generation zu übertragen, oft erst nach zwei bis drei Generationen ist mit einem Male ein Kind in der Familie mit einem schweren körperlichen oder geistigen Leiden behaftet und man möchte sich totwundern und sucht nach seinem Ursprung, ohne ihn zu finden. Nun noch ein typisches Beispiel: In dem großen Völkermorden 1914—18 war es hauptsächlich der Schnaps, der den Menschen zur Bestie machte, um sich so besser zerfleischen zu können.

Eine Beobachtung machte ich 1922 in der Nemscheider Naturfreunde-Hütte im bergischen Lande, wo über der Eingangstür das starke Wort: „Ich will“ in das Holz eingeschnitzt ist. Doch kam man an Heimabenden dorthin und betrat den Aufenthaltstraum, so wurde man von einer starken Rauchwolke begrüßt, die einen fast zurückwarf, und man glaubte, die Gaststube eines Wirtshauses zu betreten, aber nicht eine Hütte von neuen, werdenden Menschen. Greifen wir nun noch einmal zurück zu diesem „Ich will“ und sagen:

Ich will Kampf ansagen allen feichten, faulen und morschen Dingen dieser Welt und räumen in uns damit auf, um das Gute und Wahre mehr Besitz in uns ergreifen zu lassen. Es sei aber nicht damit gesagt, nun Abstinenz zu werden, um nur einen jeweiligen Modestimmeln zuzumachen, sondern durch innere Ueberzeugung zur Festigkeit kommen. Lassen wir also gleich dem Hüttenbau. — den Kampf gegen Alkohol und Nikotin zu einer sozialen Tat werden, um dadurch Menschen zu erziehen, welche an Körper und Geist gesund sind.

Ferd. Kassalle sagt: „Es ziemen ihnen (den Arbeitern) nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsin der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf dem die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll!“

W. Neff, Zeis.

Etwas von unserem Kulm

Ostthüringen, Westsachsen, Fichtelgebirge und Frankenwald haben bei dem Wandernden und Schauenden einen guten Klang. Einen bestimmten Grund kann keiner angeben.

Man fühlt etwas Wesenverwandtes. Oder gibt

die Linienführung der Landschaft dem Menschen die Ruhe?

Herrliche Wanderungen in den verschiedensten Richtungen der Kulmformation haben es uns immer wieder angetan. Und beschaut man das

Gefundene, so tauchen die mannigfaltigsten Begebenheiten in uns auf. Manch Erlebnis bekommt wieder Form und Gestalt. Die rauschenden Wälder, Gesteinsklippen und Brüche. Menschen, alte gute Freunde werden in die Erinnerung zurückgerufen. Oder hat man diejenigen lieber, welche verstehen, mit im Buche der Natur zu lesen, tätig zu sein? als jene, welche nur reden, reden?

War das nicht für uns Geraer ein Erlebnis, ein unvergeßlicher Tag, an welchem wir Platte um Platte auf dem Koffberg herausgruben? Wo längst ausgestorbene Pflanzen, viele Jahrtausende alt, das Werden und Vergehen uns vor Augen führten?

Unser Wandern, unser Aufenthalt in der Natur hatte Inhalt bekommen.

Was ist nun Kulm?

Alles Gestein, das während der Zeit abgelagert wurde, in welcher die Gefäßkryptogamen (Sporenträger) ihre höchste Entwicklung erlangten.

Ist die Flora im Verhältnis zur Jetztzeit recht eintönig, so überrascht das Massenhafte der einzelnen Individuen einmal, des andern die Ausbreitung der Arten. So werden am Äquator

dieselben Pflanzenarten gefunden wie in arktischen Zonen. Woraus geschlossen werden kann, daß zu jener Zeit ein gleichmäßiges, warmes, feuchtes Klima herrschte. Auch die Morast- und Dschungelbildung läßt darauf schließen. Dadurch der große wirtschaftliche Nutzen, hauptsächlich im oberen Kulm (Steinkohlenzeit). Im unteren Kulm nun haben sich Erdbewegungen abgespielt, welche eine Parallele nur in den höchsten jetzigen Gebirgen finden. Ein ungeheurer Druck türmte von Südost Falte auf Falte. Granitmassen preßten von unten und schoben sich in entstandene Höhlungen und Risse. Mineraldämpfe imprägnierten zum Teil auflagerndes Gestein oder schlugen sich in dessen Spalten nieder (Erzreichtum). Reste jenes Gebirges, gefaltete und verworfene Felspartien sind Denkmäler jener Erdpoche (Saalfeld, Liebshwitz usw. usw.).

Kontinente gehen und kommen, Gebirge gehen und kommen, alles fließt.

Alles das lehrt uns der „tote“ Stein. Aber aus ihm werden wir Kraft und Ueberzeugungstreue schöpfen im Kampfe um den Aufstieg der Schaffenden.

Haase, Gera.

Das 10. Heim

An den Weihnachtstagen wurde das zehnte Heim der F.-G. dem Verkehr übergeben. Die Hoffnung, daß die Eröffnung mit ausgiebiger Pflege des Wintersportes verbunden werden könne, wurde zwar nicht erfüllt, aber trotzdem fanden sich am Tage vor Weihnachten bereits über 100 Genossinnen und Genossen aus thüringischen und sächsischen Ortsgruppen ein, die an den Weihnachtstagen noch weiteren Zuzug erhielten. Im Kautenkrantz entwickelte sich am ersten Weihnachtstag bald ein reges Leben. In größeren und kleineren Trupps wanderten die Naturfreunde in die nähere Umgebung. Am Abend des ersten Feiertages fand unter zahlreicher Beteiligung der Ortseinwohner auf der Wiese des Muldenhauses eine Sonnenwendfeier statt. Im Anschluß daran versammelten sich Einheimische und Auswärtige im großen Saal des Heimes, in denen Gesangs- und Musikvorträge die Weihenrede des Gen. Zauke umrahmten. Am zweiten Feiertage übernahmen Kautenkrantzer Genossen die Führung und zeigten uns die besonderen Schönheiten der dortigen Umgebung. Am Abend fan-

den sich wohl fast alle Einwohner von Kautenkrantz mit unseren Genossen wiederum im Saale des Heimes ein, um den Ausführungen des Gen. Härzer zu den Lichtbildern zu lauschen. Des weiteren hatten sich die Hallenser zur Verfügung gestellt, um zu zeigen, welche schönen Dinge die Naturfreunde in ihren Kreisen pflegen. In Kautenkrantz herrschte das herzlichste Einvernehmen zwischen der Bevölkerung und unseren auswärtigen Genossen. Es ist hier ein Band geschlossen worden, das für das neue Heim die günstigsten Ausichten verspricht.

Unter unsern Genossinnen und Genossen entwickelte sich das schönste Gemeinschaftsleben, in das kein Mißton Klang. Man hörte aus aller Mund die Anerkennung für die F.-G., die in Kautenkrantz wirklich ein schönes Heim geschaffen hat. Zu schnell waren die freien Tage vergangen, jede Genossin und jeder Genosse schied vom Muldenhaus mit einem herrlichen Berg frei! und dem Wunsche, bald wieder in den schönen Räumen Einkehr zu halten.

Zauke, Jena.

Berichtigung

Auf Seite 16, Nr. 1 fehlt in der ersten Spalte eine Zeile. Es muß heißen:

Der moderne, denkende Mensch hat sich von dem Mist der mythologischen Anschauungen, vom Glauben an das Uebernatürliche und Scheingött-

liche befreit. Wir haben gelernt, alles von unserer Naturanschauung aus zu betrachten. Hier unterscheiden wir uns von unseren heidnischen Vorfahren. Zene standen usw.

G a u n a c h r i c h t e n

Gauobmann: Paul Härzer, Jena, Lößberggraben 14 / Kassierer: Alfred Forbrig, Jena, Schützenstr. 73
Gauverlag: P. Gerina, Jena, Lutherstraße 27 / Ferienheim-Genossenschaft: Jena, Lößstedter Straße 51

Wir erinnern, daß die Fahrtermäßigung für Jugendfahrten 1925 erneuert werden muß. Die Ausweiskarte für 1924 verlor am 31. Dezember ihre Gültigkeit. Diese Karte ist am Fahrkartenschalter vorzulegen. Gleichzeitig mit der Karte ist eine Bestätigung des Ortsjugendpflegeteams, oder des Orts- und Kreis Ausschusses für Jugendpflege darüber abzugeben, daß der Verein als Jugendpflegeteam im Sinne des Erlasses vom 3. 2. 1922 besteht. Die Bescheinigung muß Namen, Wohnort und Wohnung des derzeitigen Vorsitzenden (Ortsgruppenstempel) enthalten. Es ist die Gebühr von 1 Mk. zu entrichten und nach zirka 3 Wochen der neue Ausweis abzuholen.

Zum Frankfurter Protokoll teilen wir auf verschiedene Anfragen hin mit, daß die Mitgliederzahl, trotz Nichtstellung einmal in Nürnberg und auch auf der Frankfurter Konferenz nicht stimmt. Sie dürfte seinerzeit auf 4700 gestanden haben.

Interessenten des Planetariums teilen wir vorläufig nur hierdurch mit, daß Besichtigungen sofort nach Fertigstellung des in Jena bleibenden Instrumentes durch uns ermöglicht werden. Den Plan eines Sautreffens in Jena lehnen wir ab. Wir werden so verfahren, daß wir die Gebiete einzeln nach Jena holen. Durch die Verkleinerung des Kreises wird die Gewähr eines besseren Erfolges geboten, da wir dann auch Museumsbesuche und evtl. Vortragsarbeit mit dem Tage verbinden.

Wir planen voraussichtlich für Ende März die Tagung der Gaukonferenz. Termin und Ort, wie auch die Tagesordnung werden rechtzeitig mitgeteilt. Die Gebietsleiter rufen wir zur Vorbereitung nach Jena. Anträge zur Konferenz müssen bis 5. März in unseren Händen sein. Tagesordnungsentwurf könnte sein: Berichte, Anträge, Vortrag (Prof. Schmidt oder Ernst Mühlbach), Vorbereitung zur Hauptversammlung in Wien, Wahlen der Delegierten zu dieser, Ganangelegenheiten, Wahl des Gauobmannes und Verschiedenes. Zur Konferenz gehen den Ortsgruppen Delegationsausweise und Meldebogen rechtzeitig zu. Delegiert wird nach den Gausatzungen § 8. Jede Ortsgruppe entsendet einen Delegierten. Ortsgruppen mit über 200 Mitgliedern senden für je 200 Mitglieder einen. Bruchteile unter 100 bleiben unberücksichtigt. Tätig einsteifen die Wahlen zur Konferenz nach dem Stande der uns am 31. 12. gemeldeten Mitglieder.

Den Unterbezirken teilen wir mit, daß es uns unmöglich ist, alle Konferenzen der UB. zu besuchen, da

auch für uns das Jahr nur 52 Sonntage hat. Es dürfte genügen, wenn wir auf den Gebietskonferenzen vertreten sind. Die Gebiete sollen allerdings nach Möglichkeit die UB. besuchen. Immer aber lehnen wir den Besuch einer Konferenz ab, wenn wir erst 2 Tage vor der Konferenz Zuschrift erhalten.

Die Reichsleitung gibt Wandervorschlagszettel mit Statistikanhang und Beitragsquittungen zum Gebrauche der Ortsgruppen heraus. Interessierte Ortsgruppen wollen Muster beim Gauverlage anfordern.

Im Nachrichtenblatt unserer Schweizer Genossen wird vor 2 Naturfreundebedtellern Wallaschek und Dufat gewarnt. Beide geben an, im Interesse des L. B. eine Europastudienreise zu machen. Da die beiden die Reise über Deutschland nehmen, halten wir es für angebracht, heute schon vor diesen Schmarozern der Idee zu warnen!

Den Ortsgruppen ging ein Fragebogen zur Bereiligung an der Frankfurter Olympiade zu. Soweit der uns noch nicht zurückgesandt wurde, ist er sofort an uns zu geben. Der Fragebogen klärt auch für uns etwas die Beteiligungsmöglichkeit in Frankfurt. Wir machen den Ortsgruppen zur Pflicht, die Teilnehmer in Frankfurt, wie auch die Interessenten für eine Wienfahrt festzustellen und die Namen zu notieren. Die gefundenen Zahlen müssen bis Mitte März in unseren Händen sein. Genügen die Zahlen für beide Besichtigungen, so werden wir versuchen, sowohl nach Frankfurt, wie auch nach Wien Extrazüge laufen zu lassen. Die Ortsgruppen müssen für die Teilnehmer schon jetzt Reiseparkassen einrichten und diese so ausbauen, daß sie auf Anruf durch die Gaukasse Vorschüsse für die Extrazüge zur Verfügung stellen.

Vertreibt die Olympiademarken!

Wir hören von Hüttenbauten im Gau und machen die Ortsgruppen auf die Folgen aufmerksam, da außer Saalfeld keine Ortsgruppe die Genehmigung der Gauleitung besitzt.

Viele Ortsgruppen senden uns Berichte von der Generalversammlung, z. B. mit den neuen Adressen. Die meisten vergessen aber, uns den Fragebogen zurückzugeben. Wir fordern sofort und zum letzten Male: Gebt uns Fragebogen und Adressen!

Mit herzl. „Berg frei!“

Die Gauleitung: R. P. Här-